

Um Leuk herum in leichten Schuhen

Wenn man einen so genannten Spycher-Preis zugesprochen bekommt, der darin besteht, sich drei Jahre lang für je zwei Monate kostenlos in einer Wohnung in einem so genannten Leuk aufhalten zu dürfen, und dann sofort denkt: Wunderbar, das passt wie angegossen!, dann ist das womöglich etwas erklärungsbedürftig. Dabei könnte man, falls man weiß, dass der Spycher ein Walliser Speicherort ist, in einem der traditionell schindelgedeckten Häuser aus tief sonnenverbranntem Lärchenholz, den Hang zum Archiv auf den Kulturpessimismus älterer Künstler zurückführen, den ich als jüngerer Künstler ziemlich lächerlich fand. Ich will also lieber nicht so sehr den Untergang der trend-unabhängigen, eigensinnigen, sprachversessenen Literatur beklagen, die ein jeder auf seinem Speicher hüten sollte, als zu erklären, weshalb mir der Schweizer Kanton Wallis so zusagt.

Der Ursprung meine Wallis-Sehnsucht liegt in meiner Familie und ist vor allem alpinistisch begründet. Dabei verhält es sich mit dem Alpinismus in meiner Familie etwa so wie mit dem Kaufmannsgeschick bei den Buddenbrooks, also ziemlich degressiv. Mein Großvater väterlicherseits war ein begeisterter Eis- und Gletscherbergsteiger, der die Schweizer Gipfel im Viertausender-Bereich erstieg. Mein Vater misstraute den Gletschern, kletterte aber gerne und kühn im Fels und hielt es mit den Dreitausendern in Österreich. Ich dagegen habe es als meditativer Bergwanderer nur bis zum oberen Zweitausender-Bereich gebracht.

Vom Wallis wurde in meiner Kindheit zumeist zu Weihnachten gesprochen. Dann nämlich holte sich mein Großvater einen Krug seines selbstgekelterten, wahrhaft abenteuerlichen Rotweins aus dem Keller und entfaltete auf dem Küchentisch seine topografischen Wanderkarten, um die Touren zu planen, die er ein halbes Jahr später ausführen wollte. Auf dem Papier zeigten sich verwirrende mäandrische Wege, Dutzende nebeneinander, die um weiße Gletscherfelder gewunden waren oder sich um Gipfel herum wie Wasserstrudel verdichteten. Irgendwann lernte ich Höhenlinien von rot-gestrichelten Wegen unterscheiden und diese wiederum von Landesgrenzen, Letzteres aber erst nach einigen selbst unternommenen Fehlversuchen, punktgenau darauf zu wandern.

Mein Großvater hatte spät, in seinen vierziger Jahren, mit dem Bergsteigen begonnen, betrieb es dafür aber mit Leidenschaft. Noch mit Vierundsechzig erstieg er den Mont Blanc und in den Jahrzehnten davor etliche hohe Gipfel in den Dolomiten und im Wallis. Aber sein Schicksalsberg wurde das Matterhorn. Keinen alpinen Ortsnamen habe ich öfter von ihm gehört als Zermatt, ein sagenhaftes Dorf, von meiner Fantasie gemalt in einem Rahmen aus Wiesengrün, Himmelsblau, Felsengrau und Gletschereis, fünf romantische Holzhütten, die an den Wänden des Berges klebten. Leider feierten Zermatt oder vielmehr das Matterhorn und mein Großvater eine tragische Mesalliance. Mein Großvater war Schuhmachermeister

und in seinen späteren, alpinen Jahren Betriebsrat in einer größeren Schuhfabrik. Alle mussten zur gleichen Zeit in Urlaub gehen. Jahrzehntlang machte die Fabrik ausschließlich im Frühsommer Ferien, und auch wenn es mal am Juniende oder am Julianfang war – für das Matterhorn und andere, kritische Viertausender war es definitiv zu früh im Jahr.

Ich glaube, dass mein Großvater fünf oder sechs Mal nach Zermatt gefahren ist. Er erlebte dort Regenschauer, Neuschnee, Temperaturstürze - jedes Mal gab es für eine halbwegs verantwortbare Tour keine Chance. Am Montblanc, ein Jahr vor seiner Pensionierung, hatte er Glück. Aber mit sechsunsechzig Jahren, als er dann endlich im späten Juli oder im August in Zermatt hätte sein können, war seine Gesundheit doch schon zu angegriffen, um die Tour aufs Matterhorn zu wagen.

Wie gesagt, ist aus mir lediglich ein Bergwanderer geworden. Irgendwann fing ich neben alljährlichen Hüttentouren auch das Freiklettern an, allerdings nur an den Sandsteintürmen der Pfalz. Zumeist ging ich in Bayern und Österreich wandern, erst später machte ich einige Tagestouren in der Schweiz, denn ich habe ein Jahr lang in Zürich gelebt, während ich in Berlin noch meinen Hauptwohnsitz hatte, ausgerechnet von 1989 bis 1990. Während in meiner Wahlheimat Berlin ganz ohne mich die Mauer fiel, ging ich am Zürichsee spazieren, schrieb meinen ersten Roman zu Ende und dachte mir ein neues Buch aus, in dem die Zeit stehen bleiben sollte – was sich wohl dem Kontrast zwischen der fast kristallin wirkenden Schweizer Ruhe und der in Berlin plötzlich Kopf stehenden Geschichte verdankte. Es gelang mir, ein schönes erstes Kapitel zu schreiben, und ich wollte es eigentlich fortführen, ebenso wie ich am Ende meines Schweizer Jahres einen zweiwöchigen Aufenthalt in Zermatt geplant hatte. Aber nun änderten sich meine privaten Umstände rascher als gedacht und weder gelangte ich nach Zermatt noch gelang es mir, zurückgekehrt ins neue, wiedervereinigte Berlin, ein gutes zweites Kapitel hinzuzufügen.

Fünf Jahre später fassten meine Frau und ich den Entschluss, dass wir abwechselnd Urlaub in Regionen machen wollten, die für jeden von uns entweder schon erfahrene oder schon lange zu erreichen gewünschte Sehnsuchtsorte waren. Meine Frau entschied sich als erstes für die Bretagne. Das Jahr darauf, im Sommer 1996, war die Reihe an mir, und jetzt war es Zeit für das Wallis. Zu Beginn des Schweizer Urlaubs verbrachten wir ein paar Tage in Genf, wo ich für die Fortsetzung des Zeitromans Inspiration zu finden hoffte. Immer wieder war ich daran gescheitert, dem Zürcher Prolog etwas Gutes hinzuzufügen und hatte dann zwei thematisch ganz andere Bücher dazwischengeschoben. Nach einer genaueren Betrachtung der aktuellen Tourismus-Verhältnisse entschieden wir uns, nicht von Zermatt aus zu wandern, sondern Tagestouren zu unternehmen mit der Basis Saas Fee. Aber natürlich musste ich auch nach Zermatt, um nun vor Ort noch ein Mal – ein letztes Mal – eine etwas traumhafte Idee oder einen seltsamen Traum durchzuarbeiten, der mich seit dem Tod

meines Großvaters Mitte der siebziger Jahre immer wieder befallen hatte: nämlich an seiner statt das Matterhorn zu besteigen.

Mittlerweile hatte ich etliche Hüttentouren und Gebirgswanderungen unternommen, war etwas klettererfahren und noch jung im Vergleich zu meinem Großvater, der in meinem damaligen Alter, mit vierzig, das Bergsteigen noch nicht einmal recht begonnen hatte. Aber jedes Mal, wenn ich mich mit der Art von Bergtouren beschäftigt hatte, bei denen man in überfüllten Hütten kaum ein Auge zumacht, um dann um drei oder vier Uhr morgens mit Kopfleuchte auf den Gletscher zu taumeln, waren mir der Mut und die Lust auf die hohen Höhen vergangen. In Saas Fee hatte ich überdies noch ein ganz anderes Problem, nämlich den Kampf mit dem dritten Roman, der einmal *Nabokovs Katze* heißen würde. Im Gegensatz zu meinen ersten beiden Romanen, die ich gut geplant und systematisch – so etwa wie mein Großvater seine Gletschertouren – angegangen war, hatte ich mir ein wildes, sprunghaftes, assoziatives Arbeiten vorgenommen. Nach etwa drei Jahren hatte ich dann den Salat, das heißt einen Stapel von drei-, vierhundert Seiten, den ich entweder komplett wegwerfen oder komplett verstehen, neu ordnen und kontrolliert zu Ende führen musste.

Nun stand ich also in Zermatt und in meinem Kopf waren die Erinnerungen an die Pläne und Vorhaben meines Großvaters und zugleich der große Blättersalat, den ich in mir angerichtet hatte. Zermatt, mit seinem Glas-Beton-Bahnhof und den eng gestellten fünfstöckigen Häuserblöcken, sah etwas anders aus, als ich es mir in den Kindertagen ausgemalt hatte, aber das Matterhorn glich in der Sonne absolut sich selbst. Ich musste es eine Stunde lang von der Sonnenterrasse des Sunnegga-Restaurants ausgiebig bewundern – danach war mir klar, dass mir das Anschauen vollkommen genügte. Mit Hilfe eines Bergführers oder als Mitglied einer geführten Gruppe hätte ich es vielleicht ersteigen können, vielleicht auch nicht, aber es war auf keinen Fall etwas, das ich unbedingt wollte. Mein Großvater hatte seine Berge und ich hatte mein eigenes Matterhorn, nämlich den Blätterberg in meinem Kopf. Auf einer längeren Wanderung in diesem Urlaub im August 1995, ich glaube, es war eine Rundtour zur Weißmieshütte, und in einem konzentrierten Gespräch mit meiner Frau fand ich heraus, wie ich den Blätterberg umsortieren und besteigen konnte, damit es ein Roman wurde.

Erst dreiundzwanzig Jahre und drei umfangreiche Romane später kam ich dann dank des Spycher-Preises wieder ins Wallis. Daran kann man schon ersehen, dass aus mir nicht unbedingt ein großer Alpinist geworden ist. Ich wurde älter und ließ irgendwann das Freiklettern sein, ich wurde Vater und beschränkte mich darauf, anstatt Hüttentouren zu unternehmen, mein Töchterchen auf dem Rücken über schöne Voralpenberge zu schleppen und sie später zu Wandertouren zu überreden, deren Strapazen sich in Grenzen hielten und sie nicht ewig wütend auf mich machten. Als ich dann wieder mehr Zeit für eigenständige

und alpinere Touren hatte, fehlte mir plötzlich der rechte Antrieb, denn ich hatte mich völlig daran gewöhnt, moderat vor mich hin zu wandern, während die Berge in meinem Kopf und auf meinem Schreibtisch immer höher und schroffer wurden. Metaphorisch gesehen war und bin ich allerdings Alpinist geblieben. Gerne vergleiche ich größere Anstrengungen und insbesondere die jahrelange Arbeit, die ich mir mit meinen Romanen mache, mit schwierigen Bergtouren, bei denen man Überlegung, gute Ausrüstung und Kondition und wenn möglich auch etwas Glück und günstiges Wetter benötigt. Ein Kritiker sagte mir einmal, ich würde literarische Achttausender produzieren, aber das ist nicht der Fall, das gilt für James Joyce, Marcel Proust oder Robert Musil. Ich denke, ich habe mit Zweitausendern angefangen und baue nun allmählich im Viertausender-Bereich – und eben hier kam nun wieder das Wallis ins Spiel, als die Bergregion, die meiner literarischen Sphäre oder vielleicht besser meiner literarischen Ambition bestens entspricht.

Also war ich sehr gespannt, was die Wiederbegegnung mit dem Wallis bei mir auslösen würde. Würde das großväterliche Louis-Trenker-Gen in mir wieder angeschaltet werden oder würde ich auch im Wallis viel mehr schreiben als wandern oder gar steigen? (Wobei ich noch zugeben muss, dass das Wandern bei mir oft eine besondere Art des Schreibens ist.) Und wollte ich überhaupt öfter in eine Region fahren, die womöglich bei jedem Aufenthalt die Frage *Steinberg oder Papierberg?* ungemütlich aufwerfen würde?

Nun, so ziemlich das erste Buch, das ich mir zur Neuentdeckung des Wallis kaufte, war der große *Gebietsführer Walliser Alpen* des Bergverlags Rother, ein professionelles, wortkarges Produkt, das Aufstiegswege auf Viertausender üblicherweise in aphoristischer Knappheit darlegt, etwa so: *Aufstieg über den Ostgrat bis zum Felstor, vor dort unschwierig zum Gipfel.* Über das Matterhorn/Monte Cervino allerdings verlor der Führer vor der ganzseitigen Farbabbildung mit den drei rot markierten Haupttrouten (Hörnligrat, Liongrat, Zmuttgrat) ganze zwei Seiten mahnender Prosa. Jahr für Jahr erklimmen in den günstigen Sommermonaten drei- bis viertausend Bergsteiger den Gipfel, ebenso viele erreichen ihn nicht, und auf dem Normalweg über den Hörnligrat bilden sich wahre Ameisenstraßen. Bislang hat der Berg fünfhundert Menschenleben gefordert (auf seine lautlose Art). Jedes Jahr kommen im Durchschnitt zehn weitere dazu beziehungsweise gehen auf ihm dahin. Der Gebietsführer endet damit, dem Aspiranten einen ortskundigen Bergführer zu empfehlen, welcher ihn in den kritischen Passagen ans Seil nimmt und vor gefährlichen Verhauern bewahrt, während sich ihm die so genannten Schwarzfahrer an den Hosenboden heften, Routenschmarotzer, die den roten Pfad verloren haben.

Die literarischen Gipfel, so kann ich mich trösten, besteigt man immer allein, so flach oder schroff sie auch ausfallen mögen. Wer dort einen Führer braucht, wird garantiert verunglücken, und jeder dramatische Schicksalsberg hat nur einen Ersteiger, gleich welchen

Geschlechts. Solchen Gedanken kann man sehr gut in Leuk nachhängen, während man aus dem Fenster eines alten dickwandigen Walliser Eckhauses über das Tal der Rhone hinschaut, das sich weit und breit nach Südwesten zieht, viel mehr eingefasst als eingeengt von Bergketten, welche je nach Tageszeit bläulich-violett oder bernsteinfarben in der Ferne verschwimmen oder verglühn, als stellte sie erst dort die entscheidende Frage: Weshalb bist du hier hängengeblieben?

Denn: Fünfmal innerhalb von drei Jahren bin ich nach Leuk gefahren, und fünfmal habe ich das ich das Matterhorn nicht besucht, obgleich es sozusagen um die Ecke steht, knapp fünfzig Kilometer entfernt, laut Google Maps nur zwölf Stunden zu Fuß, nähme man den Talweg über Visp nach Täsch und Zermatt. Vielleicht sollte ich also gleich fünf Gründe des Leuker Hängenbleibens finden – der Blick über das Flusstal und sein Gebirgs-Diminuendo ins aquarellierte Safrangelb oder vage Anthrazit wäre schon Mal Faktor Nummer eins. Das steinerne, mittelalterlich geprägte Leuk liegt nur hundert Meter über dem Talgrund, aber so schief und steil, dass es eben ganz wunderbar hängt und das gesamte massive Mauerwerk seiner Bauten, vom Ritterburgturm der Stephanskirche über das Bollwerk des von vier so genannten Pfefferbüchsentürmchen wie mit weißen Adventskerzen besteckten Rathauses bis hin zum denkerisch modern glaskuppelgekrönten Bischofsschloss nötig zu haben scheint, um selbst auch hängen zu bleiben. Die Leuker Trutzlage ergibt sich augenfällig als Widerstand gegen das graue Gefälle des Raumes und den weißen Zahn (Dent blanche nordwestlich des Matterhorns, 4357 Meter, *Südgrat bei Vereisung stellenweise heikel*) der Zeit mit demselben Mittel des massiven Quadersteins, dessen Formationen zwischen den ungeformten Felshängen und Bergflanken aus dem gleichen Material wie eine bessere oder subtilere Idee erscheinen, die aber so klug ist, ihre substantielle Verwandtschaft mit dem Urstoff nicht zu leugnen. Dereinst werden auch diese Mauern wieder im Flussbett des Rotten zu Kieseln gerollt werden, ist man versucht zu denken.

Von der Rhone zum Rotten, von Sierre nach Leuk, vom französisch- zum deutschsprachigen Wallis sind es nur zehn Kilometer auf einer schönen talnahen Wanderung durch den Naturpark Pfyn-Fings. Ein Katzensprung vom Plat-du-jour zum Walliser Teller. Wenn man noch den Fünfundvierzig-Grad-Winkel bedenkt, den Leuk an jeder Stelle zu bieten hat und zwar in aller Regel bergauf, so dass es im Prinzip so ziemlich jeden arglosen Touristen abschüttelt, bevor er auch nur die Ringackerkapelle erreicht, dann habe ich wohl schon implizit drei oder vier gute Gründe angeführt, um mit Vergnügen in Leuk hängen zu bleiben. Explizit: Man kann ganz hervorragend allein bleiben, den Gipfel verträumen, über den Fluss hinwegsehen und mit sich selbst in zwei Sprachen reden...

Der Weite des über den Fluss und zwischen die Berge gelagerten Raums entspricht ein schwebendes, sich öffnendes Zeitgefühl, als steckte der gesamte Ort schief in einem

gläsernen Schacht, durch den vertikal der Strom aus der Vergangenheit in die Zukunft fließt und manchmal auch umgekehrt. Man muss nur an einem kühlen oder regnerischen Abend durch Leuk gehen, um keinem Menschen mehr zu begegnen und gespenstische Flackerzustände der Zeitkoordinate zu erleben. Leicht trägt es einen dann um drei, vier Jahrhunderte zurück und man fühlt sich wie ein Gespenst aus der Zukunft, das von den Geistern der Vergangenheit allenfalls als Schatten auf den von ihnen errichteten Mauern wahrgenommen werden konnte. Dass man die gleiche zeitliche Unschärfe, aber am helllichten Tag, in der immer nur zum Teil profanen (zu den anderen Teilen alkoholischen und seltsam numinosen) Leuker Sonne verspürt, gehört zu den starken Besonderheiten des Orts. Es ist gar nicht so einfach, die Gründe für den vertikalen Sog der Zeit zu entdecken, aber wenn man sie gefunden zu haben glaubt, dann hängt man noch ein wenig mehr in Leuk fest oder verfällt gar dem Genius loci. Vielleicht kann man es die Dialektik von Dichte und Leere nennen, die das magnetische Fluidum – eine Abwesenheit, die anzieht - von Leuk ausmacht. Denn es finden sich in enger Nachbarschaft und in einer selten stimmigen, schwungvollen Komposition Bauwerke aus sieben Jahrhunderten zusammengefügt und ziehen als Ensemble in ihre jeweilige Vergangenheit hinab, während die Gegenwart zwar den Parkplatz vor der Stephanskirche mit allerlei schickem und glänzend lackiertem Autoblech zustellt, aber doch immer wieder wie in leichten Ohnmachten verblasst.

Während die Stephanskirche mit Gottesdiensten, Hochzeiten und Beerdigungen sich ja noch rituell in der Gegenwart behauptet wie ihr trotziger Glockenturm aus dem dreizehnten Jahrhundert, kann die breite, wunderbar in der Mitte geknickte Fassade des Albertini-Hauses nicht darüber hinwegtäuschen, dass hinter ihr nichts Relevantes mehr geschieht (senden Sie ihre anonymen Beschwerdebriefe bitte mit Absender an die Redaktion), so wie auch zahlreiche der gewiss schönen und geräumigen Wohnungen in den großen Bürgerhäusern am Platz leer stehen und seit Jahren (sündhaft teuer und somit vergeblich) zum Kauf angeboten werden. Etliche der alten Gaststätten, Hotels und Läden in Leuk sind seit Jahren geschlossen, und im Allgemeinen herrscht wenig Verkehr in den engen Gassen. Die Schwäche oder Blässe der Gegenwart erhöht die Stärke der Vergangenheit. Oft hat das Leuker Zentrum etwas von einer alten Goldgräberstadt an sich, in der man sich früher einmal um Erz, Salz und Grundbesitz geschossen und geprügelt hat, während sich jetzt nur noch die Saloontür an einer Angel quietschend im Winde dreht.

Dass alles Weltliche eitel war und ist, wussten schon die Totentanzmaler im Beinhaus der Stephanskirche, in dem sich Tausende von Schädeln vom Boden bis zur Decke stapeln, als wollten sie (wie wir alle) gemeinsam mit dem Kopf die Mauer der Zeit durchbrechen. Wenn man aus dem kühlen Beinhaus wieder hinaus auf den Kirchplatz tritt und die wenigen Gäste auf der Terrasse des Hotels/Restaurants/Cafés *Krone* in Augenschein nimmt, dann rührt

einen die spezifische Schwäche der Gegenwart direkt in der Magengrube an. Gerade einmal fünfzehn Schädel, denkt man ergriffen und wünscht allen noch möglichst viele gut gekühlte Gläser Fendant oder frisch gezapfte Feldschlösschen- oder Valaisanne-Biere, begleitet von einem unsterblichen Cordon-Bleu (Spezialität des Hauses), bevor man bergauf zur Schreiberwohnung steigt. Dort kann man einen quirligen Schulhofspielplatz gegen die steinerne Ruhe des fünfhundert Jahre alten Mayenzet-Hauses aufwiegen, von dem aus die Spycher-Preisträger übers Rhonetal meditieren.

An dieser Eckhaus-Fassade, bisweilen von einem hochfliegenden Fußball näher beäugt, misst eine Sonnenuhr aus dem Jahre 1769 die Zeit. Ihr weit gegenüber, den ganzen Leuker Hang hinab, über die Rhone und den Pfywald hinweg, erhebt sich der Illgraben, ein mächtiger Erosionstrichter, der kurz unterhalb des Gipfels des 2700 Meter hohen Illhorns beginnt und bis zum Talgrund reicht, der Grand Canyon des Wallis wie manche sagen oder die größte Eieruhr der Schweiz mit allerdings des Öfteren dramatisch abgehenden Felschutt-Lawinen. Die beiden alten Methoden der Zeitmessung, mit Hilfe von Schatten und Licht oder rieselndem Sand, stehen für das Elementare in Natur und Kultur, das sich in Leuk immer wieder berührt. Man spürt nicht nur die Dialektik von Dichte und Leere, sondern auch den grundsätzlichen Zusammenklang von Berg und Tal, Wasser und Gestein, Bleierz und Salz, Weinreben und Roggen, Katholizismus und Protestantismus, kirchlicher und weltlicher Macht, wie die Komponenten eines archaischen Periodensystems.

Tatsächlich ist mir erst im Wallis, beim Blick auf die Rhone, bei Wanderungen entlang der alten Suonen, der freien Wasserleiten aus Fels und Holz, oder am Lac de Dix, vor der vierthöchsten Staumauer der Welt, wieder der fundamentale Zusammenhang von Wasser und Gebirge schärfer und überdeutlich bewusst geworden. Die Berge sind im Grunde aus Wasser, dachte ich eines Morgens im Halbtraum. Das Wasser hat die Vergangenheit des Wallis bestimmt und es wird im Zeitalter der unaufhaltsam schmelzenden Gletscher und weiteren dramatischen Symptomen des Klimawandels weiterhin eine gewichtige Rolle spielen, womöglich eine viel größere als wir im kurzen Augenblick unseres Jetzt noch denken (passend hierzu tanzen einige apokalyptischen Fragmente aus den Fresken am Albertinihaus vorüber...)

Elementares Denken, Denken über die Elemente, während man elementare Lebensfreuden in Form der flüssigen *Leuker Sonne*, des dunklen Walliser Roggenbrots, der würzigen Trockenfleischscheiben (es heißt hier nicht *Bündner Fleisch!*) oder der in jedem Ort ganz eigenen Raclette-Käse-Variante genießt – das sind weitere elementare Gründe fürs Hängenbleiben im Wallis und in Leuk. Man sollte darüber auch gar nicht zu viel verraten, sondern sparsam genießen, denn so machen es eigentlich die Walliser selbst, die mit dem Elementaren und dem Kargen zugleich aufgewachsen sind. Und so schneiden sie ihr Brot in

dünnste Scheiben, säbeln ihr *Trochufleisch/Viande séchée* in hauchfeine Tranchen, trinken ihren Wein aus winzigen Gläsern und neigen zur perfekten Parkplatzbewirtschaftung noch im kleinsten und abgelegensten Dorf. Auf diese Weise haben sie es zu mehr als fünfzig Prozent der noch erhaltenen Viertausender in den Alpen gebracht.

Womit ich nun wieder zurückfände an den Ursprung meiner Wallissehnsucht und die seltsame Verschmähung des Matterhorns, selbst in Form einer unterlassenen einfachen Touristenvisite. Dabei war es nicht so, dass das familiäre Louis-Trenker-Gen abgeschaltet wurde, nachdem ich es mir erst einmal bei Käse, Trochufleisch und Fendant hinter der Sonnenuhr am traditionellen Specksteinofen gemütlich gemacht hatte. Der meditative Blick aufs Rhonetal entfacht die Schreibleust, das Diminuendo der Bergketten die Wanderlust. Es gab Tage, an denen ich acht Stunden wanderte und zwei Stunden schrieb und umgekehrt. Im September 2019 habe ich ein kleines Tourenverzeichnis begonnen. Ich ging von Leuk über Albinen und die Albinenleitern nach Leukerbad und zurück. Mit meinem einheimischen Freund René (ein *Aborigine*, das würde ihm gefallen) stieg ich von Jeizinen aufs Einigs Alichji (was auch immer das heißen mag, aber es war toll). Mit meiner Frau wanderte ich nach Sierre und Erschmatt, auf dem Bärenpfad von Unterems nach Oberems, von Leukerbad auf die Gemmi hinauf und dann gleich zwei Mal bei einem Aufenthalt um den Daubensee. Touren wie etwa aufs Illhorn über Chandolin, entlang der Gipfelparade durchs Lötschental oder vom Lac de Dix-Stauwerk zum Col des Roux sollte man eigentlich bei jedem Aufenthalt in Leuk wiederholen, so wie ich jedes Mal auch vier Tage daransetze, direkt von der Sonnenuhr am Mayenzethaus in jede Himmelsrichtung einfach loszugehen, also heute Richtung Pfywald und Illhorn, morgen zur Teufelsbrücke, übermorgen nach Albinen und schließlich nach Salgesch zu wandern, weil ich ein jedes Mal wissen möchte, was mich direkt umgibt.

Der große grüne *Gebietsführer Walliser Alpen* schweigt dazu höflich. Etwas wird sich verändert haben, wenn man im Abstand von mehr als zwanzig Jahren wieder einmal in eine Sehnsuchtsregion kommt und plötzlich auch merkt, dass man, rein mathematisch, da man damals etwa vierzig war, nun ungefähr sechzig sein muss oder sogar etwas darüber hinaus. Bezüglich der Schreibpassion hat mir ein anderer und sehr kundiger Literaturkritiker versichert, dass sich meine Romane mittlerweile doch wohl eher dem Sechstausenderbereich näherten. Das mag stimmen oder auch nicht, entscheidend ist aber die wohl lebensalterlich bedingte völlige Akzentverschiebung vom Gipfelblick auf den Reiz aller möglichen Pfade und die Gesamtheit der Kultur und Landschaft, in denen sie angelegt sind. Vor zwanzig Jahren brauchte ich zwar keinen Matterhorngrat, legte aber schon noch Wert darauf, eine beachtliche Tour gegangen zu sein, während mich heute, sowohl beim Schreiben als auch beim Wandern tatsächlich und endlich die Wege mehr interessieren als

das Ziel, das Gehen mehr als das Erreichen, der strömende Fluss mehr als die Expedition zur Quelle oder zur Mündung. Mittendrin zu sein, in der Walliser Kulturlandschaft und etwas über den Status quo der elementaren Dinge zu erfahren – wie geht es heutzutage mit dem Wasser, dem Salz, dem Gletschereis, dem Erz, dem Wein – fasziniert mich ebenso wie die aktuelle Befindlichkeit der Walliser, ihre Umwelts- und Kantonspolitik, ihre Sprachkultur, ihre Gefühle gegenüber der EU, ihr zweisprachiges Verhältnis untereinander und das zur restlichen Schweiz und überhaupt zum Rest der Welt.

Dennoch gefällt mir das Matterhorn immer noch sehr, es ist einfach ein *Kraftberg*, wie die japanische Touristin im Schweizer Fernsehen sagt. Ein schöner Akkord der Musik des Zufalls ergab sich, als ich einen Tag nachdem mir der Spycher-Literaturpreis in Leuk überreicht worden war, den *Walliser Boten* aufschlug. Auf Seite sieben oben wurde von der *Intrundi*-Tour berichtet, bei der zweihundert Mofa-Fahrer mit ihren so genannten *14-er Töffis* durchs Oberwallis knatterten. Wie auch am Matterhorn „schafften nicht alle die Steigungen.“ Unten auf Seite sieben gab es einen freundlichen Bericht über die Verleihung des Spycherpreises. Unter der Rubrik *Sport* aber wurde ganzseitig von zwei jungen Bergführern berichtet, die am 12. September 2018 innerhalb von sechzehn Stunden und vier Minuten das Matterhorn vier Mal auf vier verschiedenen Routen bestiegen hatten. Unwillkürlich musste ich an die vier Bände meiner Romantrilogie denken (es gibt sehr oft algebraische Probleme an Berg & Werk). Ich bin mir nicht ganz sicher, ob ich den Artikel über den Vierfachaufstieg meinem Großvater zeigen wollte, wenn ich könnte – aber doch, ich glaube, er würde ihm gefallen. In der Zukunft sind manchmal unglaubliche Dinge möglich.

„Das Material hat sich enorm entwickelt. Wir hatten beispielsweise ganz leichte Schuhe“, sagte einer der beiden Vierfach-Besteiger, Andreas Steindl aus Zermatt, der auch den Speedrekord am Matterhorn hält: vom Kirchplatz zum Gipfel und zurück in drei Stunden, neunundfünfzig Minuten und zweiundfünfzig Sekunden. So etwas ist im literarischen Fach weiterhin unmöglich, auch wenn sich das Material gleichfalls fortentwickelt hat. In der nahen Zukunft wird es hoffentlich das Rekordereignis der überwundenen Pandemie geben, so dass unbedenkliche Hüttenübernachtungen wieder möglich werden. Dann will ich leichte Schuhe anziehen und im Gedenken an meinen Großvater das Matterhorn – umrunden, in sechs Tagen, auf den Weg achtend, im literarischen Schritttempo, mit allem Respekt.

Thomas Lehr, Juni 2021